

Ein Geschichtsbild

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **7 (1881)**

Heft 29

PDF erstellt am: **16.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-240697>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

aber auch darnach in der Welt und Andere haben daran sehr schwer zu tragen an diesem ewigen Wühlen und Sichvordrängen unreifer Köpfe.»

Die letzten Sätze charakterisieren den Geist, in dem der Bericht geschrieben ist, zur Genüge. Sie lassen aber auch einen Schluß ziehen auf die Qualität der Methode, in der an weitaus den meisten Schulen gearbeitet wird, resp. gearbeitet werden muß. Das sogen. «praktische Bedürfnis» ist der Leitstern und Zielpunkt der Schularbeit und das führt unwillkürlich dazu, daß die Einübung der «Fertigkeiten» und ein schablonenmäßiges Schaffen in den Vordergrund gestellt werden.

Ueber die Schulfinanzen enthält die Schrift sehr genaue Mittheilungen, von denen wir folgende notiren: Obwalden mit seinen 37 Primarschulen und 1875 Schülkindern besitzt in sieben Gemeinden einen Schulfond von 214,124 Franken. Das trifft auf jedes Schülkind ein Betreffniß von 114 Fr., was einem Jahreszins von Fr. 5. 65 gleichkommt. Der Kanton verwendet aber durchschnittlich Fr. 14. 95 auf jedes Schülkind jährlich; die Schulfonde reichen also zur Bestreitung der Auslagen nicht hin. Im Berichtsjahr sind sie um die schöne Summe von 38,182 Fr. gewachsen; diese Vermehrung rührt größtentheils von den nach Gesetz zu kapitalisirenden Wirthschaftstaxen her. Die Ersparnißkassengesellschaft Obwalden hat die Summe von 10,500 Fr. an die Schulfonde der Gemeinden vertheilt.

Anläßlich der Berichterstattung über die Besoldung des Lehrpersonals bemerkt der Schulinspektor: «Das Volk hört und liest es gerne, wenn im Schulbericht Schulen, Lehrer und Kinder tüchtig durchgenommen werden. Nun wollen wir aber auch einmal mit dem Volke dieser Gemeinden ein Wort reden; der Schulinspektor ist es seinen lieben Mitarbeitern, den Lehrern und Lehrerinnen schuldig vor Gott und der Welt, daß er für die ermüdende und aufreibende Arbeit der Schule im Namen der Lehrer und Lehrerinnen auch einen anständigen Lohn fordere. Es hat mir in der Seele weh gethan, Besoldungen zu finden von Fr. 250 bis 350 für Ganzjahrsschulen, wahre Knechtenlöhne, wie für Handarbeit und Tagelöhner und nicht für das schöne und edle Werk der Jugenderziehung. Das verstößt gegen den ausdrücklichen Wortlaut unsers kantonalen Schulgesetzes, welches in Art. 28 deutlich bestimmt, eine Lehrerin bezieht 400 Fr. und ein Lehrer 800 Fr. (als Minimum).

20 von 37 Lehrkräften beziehen — nach der Tabelle — weniger als 500 Fr. und bloß 5 erhalten 1000 Fr. und darüber. Die höchste Besoldung beträgt 1460 Fr. — «Drei ehrw. Klosterfrauen in Sarnen halten ihre Schule umsonst, das heißt um Gottes willen.»

Die Durchschnittsbesoldung stellt sich auf 579 Fr., 24 Lehrkräfte bleiben unter diesem Durchschnitt und nur 8 überschreiten denselben.

(Schluß folgt.)

Ein Geschichtsbild.

(Aus „Neue Badische Schulzeitung“.)

Karl der Große übergab seinen Sohn Ludwig den Mönchen in Aquitanien zur Ausbildung, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, daß sie ihn zu einem frommen, wissenschaftlich gebildeten, thatkräftigen Regenten heranziehen sollen. Das römische Interesse aber stellte sich die Frage; Wie muß der künftige Kaiser erzogen werden, um die bisherigen Errungenschaften der Kirche für die Zukunft sicher zu stellen? Ein willensstarker, thatkräftiger Regent, der die staatlichen, hierarchischen und religiösen Ansprüche zu unterscheiden wußte, konnte den römischen Herrschaftsgelüsten gefährlich werden. So war es unstreitig besser, Ludwig zu einem Frömmel, einem charakterlosen Schwächling zu erziehen, der, aller persönlichen Selbstän-

digkeit bar, dem Rathe seines Beichtvaters blindlings zu folgen sich angewöhnte. Und das muß man nun jenen Mönchen gelten lassen: sie haben in Ludwig ein wahres Meisterwerk ihrer Erziehungskunst geliefert, — allerdings nicht im Sinne Karls des Großen. Schon mit 16 Jahren Alters hatte Ludwig unter den Augen seiner frommen Lehrer einen Hof von Buhlerinnen um sich, ganz nach dem Vorbild der merovingischen Könige. Vater Karl, der auf diesem Gebiet kein Fremdling war, mußte den Sohn, bevor er 20 Jahre alt war, verheiraten, damit der Skandal etwas eingeschränkt werde. Als Ludwig dann zur Regierung kam, war er infolge seiner ausschweifenden Vergangenheit körperlich und geistig entkräftet, gebrochen, ohne eigenen Halt, folgsam dem Worte des ihn leitenden Beichtvaters. Kaiser Karl hatte sterbend, wol voller Erkenntniß der begangenen Erziehungsmißgriffe, den Thronfolger aufgefordert, sich nicht vom Papste krönen zu lassen, sondern sich die Krone selbst aufzusetzen. Er that's. Bald aber regt der Beichtvater Gewissensbedenken an. Der Papst hilft mit dem Vorhalt nach, daß Ludwig ohne römische Salbung und Krönung kein Recht besitze, sich «römischer Kaiser» zu nennen. Die väterliche Mahnung hintansetzend, nimmt sich der Sohn die Krone vom Haupt, um sie vom Papste sich wieder aufsetzen zu lassen. Zum Danke hierfür verschenkt Ludwig an die Geistlichkeit den größten Theil der Kammergüter. Alljährlich tritt er, niemals unter zehn, manchmal über 20 Ländereien an Kirchen und Klöster ab, enthebt diese von der Heeresfolge und der kaiserlichen Steuer und schafft dermaßen einen Staat im Staate. Bei seiner Charakterschwäche wechseln vorschneller Zorn und nachhaltige Aengstlichkeit. Sein Mönchssinn macht ihn unfähig, Welt- und allgemeine Menschenangelegenheiten zu verstehen. So sinkt er immer mehr in der öffentlichen Achtung und verliert die letzte Spur derselben, als er zweimal vor der Versammlung geistlicher und weltlicher Würdenträger im Armensünderhemd erscheint, in öffentlicher Beichte sich zu Verbrechen bekennt, die er unmöglich in ihrer Vollzahl hatte begehen können, und die Geistlichkeit um die Gnade einer kirchlichen Buße anfleht. Auf das Geheiß seiner Erzieher verübt er blutige Greuelthaten und empfängt allwöchentliche Absolution; knüpft an aller Art Gewissenslosigkeiten tägliche Andachtsübungen; sein Seelenheil will er sich durch blinden Gehorsam an die kirchlichen Führer erkaufen. So legt er die kaiserliche Machtfülle auf den Altar der hierarchischen Herrschaft und fällt dieser schließlich persönlich zum Opfer. Der Papst verbindet sich mit Ludwigs Söhnen und hilft den Vater vom Throne stürzen. Seine Peiniger haben ihn indeß mit dem Beinamen «der Fromme» ausgezeichnet — ein sprechendes Beispiel dafür, was die Kirche oder deren Priesterschaft mitunter mit diesem Ausdruck verstand und wol auch heute noch versteht.

Zur „Lehrerinnenfrage“.

Die „Erziehungsblätter“ (Milwaukee) beleuchten diese Frage folgendermaßen:

Als 1861 Hunderttausende von Männern der Union in den Bürgerkrieg zogen, waren darunter auch Tausende von Lehrern. Der Schulunterricht sollte dennoch fortgesetzt werden. Was war natürlich, als daß man zu weiblichen Lehrkräften seine Zuflucht nahm? Die schönere Hälfte der Nation ergriff diese Gelegenheit ohne Zögern. Mehr Bewerberinnen als nöthig waren, drängten sich herbei. Die Folge war dieselbe, wie bei jedem Uebermaß des Angebotes gegenüber der Nachfrage: Verringerung des Honorars! Der Krieg ging zu Ende, die frühern Lehrer kamen wieder nach Hause. Warum verdrängten sie die Konkurrentinnen nicht? Die Schulbehörden erklärten: Die Lehrerinnen haben sich bewährt; zudem arbeiten sie ja wolfeiler! — Mithin blieben sie in Amt und Stellung. Gleichzeitig entwickelte sich mit dem Friedensschlusse ein Aufschwung aller Geschäftsverhältnisse, der es selbst dem „kleinen Mann“, also